

Weder Verteufelung noch Glorifizierung - Zum Umgang mit der 68er-Bewegung

Ulrike Heider

Der nachfolgende Text ist ein Vortrag, den Ulrike Heider am 07.09.2018 beim UZ-Pressfest in Dortmund gehalten hat. Um einer adäquaten Darstellung der historischen Gegebenheiten willen wurde das generische Maskulinum auf Hinweis der Autorin beibehalten.

Als Zeitzeugin der 1968er-Bewegung bin ich im 50. Jubiläumsjahr oft gefragt worden, was ich jungen links engagierten Menschen für ihre politischen Aktivitäten raten kann. Ich war dann immer etwas hilflos, nicht in der Lage und auch nicht willens, Handlungsanweisungen zu geben. Um meiner Rolle trotzdem zu entsprechen, will ich kurz sagen, was mich vor über 50 Jahren zur Neuen Linken gebracht hat, was von der Geschichte dieser Linken mir noch brauchbar erscheint und vor was ich eher warnen würde.

Die BRD der 1950er und frühen 1960er Jahre war ein Land regiert von einem noch vom Kaiserreich geprägten greisen Kanzler. Alle progressiven Ansätze der Nachkriegszeit waren durch Antikommunismus, Wiederbewaffnung und kalte Kriegstreiberei ersetzt. Ein Land, in dem die Herrschenden ihre Ziele mit strikter Arbeits- und Sexualmoral und autoritärer Pädagogik durchzusetzen versuchten. Alte Nazis saßen in guten Positionen. Der Literaturbetrieb war vom Heideggerianischen Existentialismus bestimmt, Nazisympathisanten wie Gottfried Benn und Ernst Jünger wurden gefeiert.

Bei fast allen, die sich der 68er-Bewegung angeschlossen haben, ging das mit einer Befreiung von dem einher, worunter sie vorher am meisten gelitten hatten. In meinem Fall war das zunächst, was man mir in der Schule vermittelt hatte, von der traditionellen Sexualmoral und der dazugehörigen Geschlechtertrennung über die strikten Postulate an Disziplin und Ordnung, den militaristischen Sportunterricht bis hin zum auf allen Ebenen eingeübten Konkurrenzverhalten der Schüler untereinander. Da ich schlecht in der Schule war, hat mich Letzteres besonders gequält.

Ein anderes Problem, das mich der Linken in die Arme trieb, war die Inkonsequenz in der Lebenshaltung meiner Eltern. Mein Vater war untypischerweise kein Nazi gewesen, aber er hatte auch nichts gegen den Faschismus getan, hatte sich in innerer Emigration den Verhältnissen angepasst, war nicht ins Ausland gegangen. Ebenso inkonsequent war es, dass meine Eltern, die keine Spießer waren, sondern sich mit Künstlern und Bohemiens umgaben, trotzdem ein konventionell bürgerliches und weibliches Leben von mir erwarteten. Sie stellten sich vor, dass ich nach ein paar Semestern Universitätsstudium mit spätestens Ende 20 einen wohlhabenden Mann heiraten, Familie gründen, ein repräsentatives Haus bauen und mich für den Rest meines Lebens der Familie widmen würde. All das war mir ein Graus. An der Universität im Umkreis des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und in einer linksradikalen Germanistengruppe lernte ich dann Menschen mit ganz anderen Lebensentwürfen kennen. Es wurde mir klar, dass ich keine Familie gründen und auch nicht im Sinn von Karriere und Wohlstand erfolgreich sein musste, um etwas vom Leben zu haben.

Das erklärte Ziel meiner neuen Freunde, das eigene Leben und die Gesellschaft so zu verändern, dass persönliches Glück und soziale Gerechtigkeit gleichzeitig verwirklicht werden könnten, beeindruckte mich tief. Ihre radikale Kritik an allem Bestehenden zog mich stark an. Es begann mit der Auflehnung gegen Vaterautorität und Familie. Der feudale Vätertyrann,

der sich wegen der ausgebliebenen bürgerlichen Revolution in Deutschland länger hielt als anderswo, war damals in der BRD noch mit besonders unangenehmen Exemplaren vertreten. Dazu kam, dass die Jugendlichen meiner Generation seit den Auschwitzprozessen wussten, dass ihre Eltern, Lehrer und Professoren einst Teil einer Mörderbande waren, mitverantwortlich für Völkermord und Kriegsverbrechen. Fast alle Linken überwarfen sich mit ihren Familien, und auch ich begann an der reinen Weste meines Vaters zu zweifeln.

Antiautoritär und antifaschistisch war auch die Wissenschaftskritik an meinen Germanistikprofessoren, deren Vorlesungen von imponierend belehrten und qualifiziert argumentierenden Studenten gestört wurden. Die akademischen Karrieristen der 1950er Jahre, die Schwärmer für das deutsche Mittelalter, die Bewunderer von Gottfried Benn und Ernst Jünger wirkten jetzt ausgesprochen dämlich, unvorbereitet auf die Fragen ihrer jungen Kritiker.

Weiter ging es mit der Kritik an allen Institutionen der BRD, von den Kindergärten bis zur Bundeswehr, deren Dienst schon ein paar meiner Schulfreunde zu verweigern gewagt hatten. Dazu kam der Kampf gegen die Notstandsgesetze, von denen man fürchtete, dass sie die Staats- und Polizeimacht so weit ausdehnen würden, dass ein neuer Faschismus leichtes Spiel hätte. Nicht verschont von Kritik blieb auch die DDR mit ihrem Spitzelwesen und der staatlichen Bevormundung der Menschen von der Wiege bis zur Bahre, ein Land, das eine Mauer brauchte, damit ihm die Bevölkerung nicht weglief. Gegen all das stand die Utopie eines Sozialismus in der Nachfolge der Rätebewegung, die die jungen Rebellen aus einem Marxstudium im Sinne von Rosa Luxemburg, Karl Korsch und Georg Lukács und aus der Kritischen Theorie ableiteten. Eine egalitäre Gesellschaft, wie sie in der Geschichte bislang nur in Ansätzen verwirklicht worden war, in der Pariser Kommune etwa, in der Münchner Räterepublik, in der russischen Kulturrevolution und in der spanischen Revolu-

tion. Die, die es versucht hatten, waren als Verlierer der Geschichte auf der Strecke geblieben.

Nicht nur die Identifikation mit diesen Antihelden der sozialistischen Geschichte und die Kritik an meiner unmittelbaren Umgebung, sondern auch der internationale Charakter der Neuen Linken bereicherte mein Denken und beeinflusste mein Handeln. Lange hatte ich darunter gelitten, als Deutsche aus einem völkermörderischen Land zu kommen, jetzt aber fühlte ich mich als Linke mit der ganzen Welt verbunden, mit den mutigen Kämpfern gegen den Imperialismus in Vietnam, ebenso wie mit den amerikanischen Vietnamkriegsverweigerern. Mein erster Freund war ein iranischer Revolutionär. Meine ersten Demonstrationen waren die gegen den Kaiser von Persien. Als 1968 die Frankfurter Universität besetzt war, sollen die, die im Rektorat waren, vom dortigen Telefon mit japanischen Universitätsbesetzern telefoniert haben.

Tatsächlich war die 68er-Bewegung Höhepunkt der internationalen Reaktion auf eine weltweite Krise derer, die in den 1960er Jahren an den Hebeln saßen. Dafür sorgten die antikolonialen Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt, die amerikanische Bürgerrechtsbewegung, die internationale Bewegung gegen den Krieg in Vietnam, die Studentenbewegungen von Japan über die USA bis in die BRD und auch die sozialistischen Reformbewegungen in den Ostblockländern. Vieles stand damals auf der Kippe. Der Pariser Mai hätte anders ausgehen können, ebenso wie der Prager Frühling. Viele hatten das Gefühl, dass die damaligen Herrscher der Welt es nicht mehr lange machen würden.

Ein weiteres wichtiges Element der 68er-Bewegung, das heute oft unterschlagen wird, ist ihr klassenübergreifender Charakter. Schon bei den Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze waren viele in- und ausländische Arbeiter dabei. Es gab Lehrlinge, die sich zur Neuen Linken hingezogen fühlten und sich in eigenen Gruppen organisierten. SDS-Genossen befreiten Jugendliche aus Erziehungsheimen und versuchten mit mehr

oder weniger Erfolg, sie zu politisieren. Ich habe selber ein dreiviertel Jahr nichts anderes gemacht, als einem entlaufenen Heimzögling zu seinen im Sozialstaat verankerten Rechten zu verhelfen. Mein zweiter Freund war ein Genosse, der in der Frankfurter Lehrlingsgruppe Rote Panther politisiert worden war. Ohne die 68er-Bewegung hätte ich viele meiner besten Freunde nie kennengelernt.

An diesem Punkt möchte ich eine erste Warnung ausstoßen: Die Erwartungen von jungen Angehörigen der Unterschicht und Studenten aneinander waren oft von klischeehaften Projektionen geprägt. Lehrlinge, Jungarbeiter und Ex-Heimzöglinge blickten zu den älteren, redegewandten, aber oft im Alltag und körperlich ungeschickten Studenten auf. Die Studenten bewunderten handwerkliches Geschick, Muskeln und Mannesmut ihrer neuen Freunde, vor allem in der Auseinandersetzung mit der Polizei. Statt nun voneinander zu lernen, verbissen sich oft beide Seiten in diese Rollen. Sie leisteten damit sowohl der Ideologie vom Proletarier als dem vitalen Vollmenschen Vorschub, als auch der Vorstellung, dass die Arbeiter von klassenverräterischen bürgerlichen Intellektuellen zu ihrer eigenen Befreiung erzogen und geführt werden müssten.

Letzteres glaubten die Anhänger der maoistischen und neostalinistischen Miniparteien, die seit 1968, nach der Spaltung der Neuen Linken in einen autoritären und einen antiautoritär gebliebenen Flügel, gegründet wurden. Die größtenteils studentisch bestückten sog. K-Gruppen, die eine autoritäre Vorstellung von Sozialismus entwickelten, hatten selbsternannte Zentralkomitees und hierarchisch-zentralistische Organisationsstrukturen. Ihre Mitglieder arbeiteten in örtlichen Betrieben, wo sie Fabrikarbeiter für sich zu gewinnen versuchten, um so das Erbe der KPD vor 1933 anzutreten. In Städten wie Berlin und Hamburg waren sie ein paar Jahre lang sehr einflussreich. Mir war die politische Kehrtwende vieler einst Antiautoritärer unbegreiflich und ich habe bis heute nur eine psychologische Erklärung dafür: Das neue Selbstbewusstsein, das die politische Erschütterung

von 1968 den Revoltierenden gegeben hatte, ging bei vielen mit dem Wunsch einher, das Leben ganz der Veränderung der Gesellschaft zu widmen. Dazu aber kam die Enttäuschung darüber, dass die Notstandsgesetze nicht verhindert werden konnten, ein erster Geschmack von staatlicher Verfolgung und vielleicht auch die Angst vor der Freiheit. Der Wunsch, sich etwas zu schaffen, das dem Leben als Berufsrevolutionär eine feste Struktur und Ordnung geben würde und auch das Bedürfnis nach mächtigen Verbündeten waren die Folge. Die Sieger der sozialistischen Geschichte, ob in Peking oder Moskau, bekamen seither viel Bestätigung von denen, die ursprünglich einen anderen Sozialismus wollten.

Ich gehörte selber zum antiautoritär gebliebenen Flügel der 68er-Bewegung und empfand die politische Kehrtwende der K-Gruppier, die sie die „Liquidierung der antiautoritären Phase“ nannten, als Bedrohung. Meine Genossen versuchten damals, unser sozialrevolutionäres Engagement in Stadtteil- und Betriebsgruppen über die Universität hinauszutragen und ohne Parteigründungen, mit Avantgardeanspruch an der Veränderung der Gesellschaft zu arbeiten. Anders als die K-Gruppen versuchten Organisationen wie der Frankfurter Revolutionäre Kampf (RK) durch Feldforschung in Fabriken herauszufinden, unter welchen Bedingungen die Industriearbeiter leben und wie es zu einer Zusammenarbeit von Arbeitern und Studenten kommen könnte. Als die so gewonnenen Erfahrungen zu nur wenig unmittelbaren Erfolgen führten, beteiligte sich der RK an den Straßenbahnunruhen für den Nulltarif und verlegte sich mehr und mehr auf das Besetzen von Häusern.

Die K-Gruppen gingen an ihrem Dogmatismus und den dazugehörigen historischen Illusionen zugrunde. Die undogmatischen Nachfolgeorganisationen des SDS, die am libertärsozialistischen Anspruch der Verbindung von persönlicher mit gesellschaftlicher Befreiung festhielten, scheiterten daran, dass sie die individuelle Emanzipation bis zu ihrem entpolitisierenden Extrem trieben. In den Frankfurter besetzten Häusern der 1970er

Jahre beispielsweise, die ursprünglich als Projekte der Zusammenarbeit von wohnungslosen Studenten und Arbeitsimmigranten gedacht waren, verflüchtigte sich der Anspruch politischer Aktivität mehr und mehr zugunsten der Pflege einer unbürgerlich-hedonistischen Lebensweise und Identität. Der RK verschwand sang- und klanglos und es triumphierte die informelle Sponti-Szene, das Alternativmilieu mit seinen Cafés, Kneipen, Läden, Betrieben, Zentren, Buchhandlungen, Kinderläden, Bioläden und Druckereien bis hin zu einem linksradikalen Friseur. All das gewährte vielen die Illusion einer utopischen Insel, auf der man den Strapazen der kapitalistischen ‚Wolfswelt‘ entkommen könne, ohne sich noch um deren Veränderung kümmern zu müssen. Andere gründeten Landkommunen und alternative Bauernhöfe. Mit ihren agrarromantischen und nostalgisch rückwärtsgewandten Ideologien stießen sie oft an die Grenze des Reaktionsären.

Hier möchte ich eine weitere Warnung einbringen: Während im SDS, in den universitären Basisgruppen und auch in den Vorläuferorganisationen der Spontis viel Wert auf Theorie und kritische Reflexion jeglicher politischer Praxis gelegt wurde, schlich sich im Laufe der 1970er Jahre eine Theoriefeindlichkeit ein, die der ursprünglichen Ernsthaftigkeit der Bewegung ins Gesicht schlug. Die K-Gruppler lasen nur noch kurze Texte von Mao, Lenin, Stalin und allenfalls Engels. Kritische Theorie und Psychoanalyse galten als bürgerlich, Marx im Original schien zu schwierig. Dementsprechend simplizistisch war das Weltbild jüngerer K-Gruppler. Die Spontis lasen oft gar nichts mehr, sondern huldigten einer gefühlsbetonten Vernunftfeindlichkeit, für die Modewörter wie ‚Bauchgefühl‘ oder ‚Kopfschrott‘ typisch waren.

Eine Folge von Theoriefeindlichkeit und Analysefaulheit war auch der in allen Gruppen während der 1970er Jahre mehr oder weniger ausgeprägt auftauchende linke Antisemitismus, schlimmster Fleck auf der historischen Weste der 1968er-Linken, trotz deren zweifelsohne antifaschisti-

schen Anfängen. Das unbedachte Aufgreifen antisemitischer Stereotypen führte von jüdischen Namensaufzählungen in Hausbesetzerflugblättern bis hin zur Gleichsetzung von Zionismus und Faschismus.

Mit Theorie- und Vernunftfeindlichkeit geschlagen war in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre auch die Frauenbewegung, die heute vielen als die wertvollste Erbin der 68er-Bewegung gilt. Der Aufstand der zornigen „Weiber“ aus dem SDS, deren Tomate unglücklicherweise keinen typischen Macho, sondern den schwulen mickerigen und sehbehinderten Hans Jürgen Krahl traf, richtete sich, entgegen einem weit verbreiteten Missverständnis, weder gegen die Männer als solche noch gegen deren Sexismus. Stattdessen maßen die SDSlerinnen ihre Genossen am eigenen Anspruch der Geschlechtergleichheit und der Verbindung politischer mit persönlicher Emanzipation. Der SDS erschien ihnen, trotz aller Mängel in Bezug auf das Geschlechterverhältnis, als einzige Organisation, der sie sich anschließen konnten. In ihren ‚Weiberräten‘ versuchten diese Frauen, eine Strategie zu entwickeln, um die Ansprüche der Neuen Linken einzuklagen, als deren Teil sie sich fühlten.

In den Frauengruppen, die nach dem Tomatenskandal gegründet wurden, lebte dieses Erbe eine Zeit lang weiter, bis es mehr und mehr von der Konzentration auf weibliche Identität und Abgrenzung gegen die Männer verdrängt wurde. Die groß angelegten und imponierend pressewirksamen Kampagnen gegen den § 218 entstanden unter dem Einfluss der damals linksliberalen Journalistin Alice Schwarzer. Trotz ihrer Freundschaft mit der sozialistisch gesinnten Simone de Beauvoir orientierte sich Schwarzer vor allem an der amerikanischen Frauenbewegung. Diese aber erklärte Marx und Freud zu patriarchalischen Oberteufeln, was den Bruch mit der Neuen Linken bedeutete. Ab Mitte der 1970er Jahre rächte sich das in sinnlosem Männerhass und der Reproduktion reaktionärer Ideologien wie dem Geschlechterdualismus und dem Geschlechterkampf. Das Vortreiben wichtiger und überfälliger Reformen in Bezug auf Abtreibung,

Eherecht, gleichen Lohn für gleiche Arbeit, Frauenbild, Missbrauch und Vergewaltigung wurde auf kultureller Ebene vielerorts von Vorstellungen der Andersartigkeit weiblicher Natur und Sexualität begleitet. Frauen, hieß es, machen Liebe, Männer Krieg. Die erste und natürliche Waffe des Mannes sei sein Penis, seine Fähigkeit zu vergewaltigen der Anfang von Patriarchat, Klassenherrschaft und Krieg. Vor allem diese These führte zu einem biologistischen Welterklärungsmodell, das bis heute weiterwirkt.

Generell kann man sagen, dass der gesamtgesellschaftskritische Bezug der universalistischen 68er-Bewegung in ihren tendenziell partikularistischen Nachfolgeorganisationen wie der Frauenbewegung, der Schwulenbewegung, der Anti-AKW-Bewegung und der Ökologiebewegung, trotz deren unbestrittener Verdienste, verloren ging. Die Entschlossenheit der Antiautoritären der späten 1960er und frühen 1970er Jahre, alles zu verändern und damit in allen Bereichen der Gesellschaft gleichzeitig anzusetzen, war nicht von Dauer.

Ich hoffe, dass meine Bilanz nicht zu negativ ausgefallen ist. Aber ich meine, dass das Erbe der 68er-Bewegung nichts wert ist ohne Benennung und Kritik ihrer Zerfallserscheinungen. Die Kritik als Tugend zu begreifen, war eine der wichtigsten Botschaften dieser Bewegung, die antrat, um alles zu kritisieren, sämtliche Institutionen der Gesellschaft bis hin zur eigenen Organisation. Weder Verteufelung noch Glorifizierung der Vergangenheit machen es möglich, aus der Geschichte zu lernen. Ich plädiere für eine genaue und kritische Aufarbeitung der 1968er-Bewegung, auch nach dem Jubiläumsjahr.

Ulrike Heider (*1947), Dr. phil, wuchs in Frankfurt a.M. auf, beteiligte sich dort an der Studentenbewegung und war in den 1970er Jahren Hausbesetzerin. Sie studierte Germanistik und Politik. 1978 promovierte sie an der Universität Frankfurt als Politologin (*Schülerprotest in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt a.M. 1984). Von 1976 bis 1982 lehrte sie an den Universitäten von Frankfurt a.M. und Kassel. Seit 1982 arbeitet sie als freie Schriftstellerin und Journalistin. 1988 übersiedelte sie nach New York und war dort Visiting Scholar an der Columbia University. Seit 2012 lebt sie in Berlin. Sie schrieb Bücher, Essays und Radiosendungen zu den Themen Schüler- und Studentenbewegung, Anarchismus, afroamerikanische Politik und Sexualität (u.a. *Der arme Teufel*. Robert Reitzel. *Vom Vormärz zum Haymarket*. Bühl-Moos 1986; *Anarchism – Left, Right, and Green*. San Francisco 1994; *Vögeln ist schön – Die Sexrevolte von 1968 und was von ihr bleibt*. Berlin 2014; *Die Leidenschaft der Unschuldigen – Liebe und Begehren in der Kindheit – Dreizehn Erinnerungen*, Berlin 2015). 2018 erschien unter dem Titel *Keine Ruhe nach dem Sturm* bei Bertz + Fischer Ulrike Heiders Autobiographie, in der sie u.a. ihre Erfahrungen innerhalb der antiautoritären Bewegung der späten 1960er und frühen 1970er Jahre reflektiert.